

# Sächsische Volkszeitung

Ercheint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage.  
Bezugspreis: Vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf. (ohne Postgebühren).  
Post-Belegnummer 6858.  
Bei außerdeutschen Postanstalten laut Zeitungs-Preisliste.  
Einzelnnummer 10 Pfennige.

**Anabhängiges Tageblatt  
für Wahrheit, Recht und Freiheit.**

Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:  
Dresden, Pillnitzer Straße 43.

Inserate  
werden die 6 gespaltene Zeile ober deren Raum mit 15 Pf.  
berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.  
Redaktions-Sprechstunde: 11—1 Uhr.  
Fernsprecher: Amt I. Nr. 1366.

Nr. 161.

Katholiken: Camillus.

Sonnabend, den 18. Juli 1903.

Protestanten: Eugenius.

2. Jahrgang.

## Interessantes aus der Los von Rom-Bewegung.

Das „Neue Sächsische Kirchenblatt“ bringt in Nr. 26 eine Uebersicht über die Los von Rom-Bewegung, speziell über die in den Jahren 1900—1902 für die Bewegung aufgebrauchten Mittel und die — für den objektiven Beurteiler — recht kläglichen Erfolge. Folgende Einzelheiten dürften für die Leser der „Sächsischen Volkszeitung“ von Interesse sein:

Seit Beginn der Bewegung, von 1900—1902 wurden an Geldmitteln aufgebracht: in Ostpreußen 1500 Mk., in Brandenburg und Posen je 5000 Mk., in Hannover 6000 Mk., in Baden 8000 Mk., in Schlesien 9000 Mk., in Westfalen über 41 000 Mk., in der Rheinprovinz 70 000 Mk. In Sachsen wurden gesammelt: im ganzen 48 000 Mk., im ersten Jahre 1500 Mk., im zweiten Jahre 16 000 Mk. und im dritten Jahre 28 500 Mk. Zusammen sind also für die Bewegung rund 190 000 Mk. deutsches Geld nach Oesterreich geflossen. Und dies ist noch längst nicht alles, wie das Blatt selbst bemerkt. Die privaten Spenden, die direkt übermittelt wurden, sind nicht zu kontrollieren.

Seit dem letzten Jahre, heißt es weiter, haben sich neue Quellen erschlossen. Die Bitte des Vorsitzenden des Hauptauschusses, des Herrn Sup. D. Meyer in Zwickau, daß die einzelnen Ephorien Sachsens bestimmte, feste Beiträge für dieses Werk sicherstellen möchten, ist von sehr schönem Erfolg gekrönt gewesen. Von 27 Ephorien haben bisher nur fünf sich nicht dazu verstanden, solche feste Beiträge den einzelnen Kirchengemeinden zur Verfügung zu stellen, so z. B. erhält Rochitz mit einem Beitrag von 2000 Mk. den Vikar von Joachimstal, Zwickau mit 2100 Mk. den Vikar in Kadaden usw.

Der Fortgang der Bewegung wird natürlich als hocherfreulich und befriedigend dargestellt, „trotz der vielfachen geschwindigen (!) Begünstigung der römischen und Benachteiligung der evangelischen Kirche durch die Behörden.“

Zahlen beweisen; hier aber das Gegenteil von dem, was bewiesen werden soll. Es sind ungefähr 120 Orte, in denen bis Ende 1902 regelmäßig evangelischer Gottesdienst eingerichtet wurde. Die Zahl der Uebertritte ist in den letzten vier Jahren zusammen 22 706, davon 21 292 aus der römischen Kirche. Man ist so ehrlich eingesehen, daß auch 3138 Uebertritte zur „Papistkirche“ vorhanden sind. „Zählt man die Uebertritte zu den Altaltoliken hinzu, so ergeben sich mindestens 34 000 Seelen, die durch die Bewegung römfrei (!) geworden sind!“ Also nicht die Befehrung zum Evangelischen Glauben ist das Ziel, das

sich die Herren Pastoren gesteckt, sondern möglichst viele Seelen römfrei zu machen! Welch edle Auffassung von der Verbreitung des Evangeliums Christi und welche Unsumme christlicher Toleranz sich da offenbart! Mit Recht fragt da die „Sächsische Volkszeitung“: „Was nützt es dem Protestantismus, die Katholiken Böhmens zum Abfall zu bringen, wenn mit diesem Zuwachs weiter nichts gewonnen ist, als Leute, die keinen christlichen Besitzstand in die neue Kirche mitbringen, sondern das Proletariat verstärken, d. h. jene, welche bereits mit Harnak alles positiven Christentums bar sind?“

Geschmackvoll fährt der Artikelschreiber des Kirchenblattes fort: „Nicht zu zählen sind natürlich die konfessionslos gewordenen Leute, meist wohl Sozialdemokraten.“ Nun, wir möchten den Herren leise zu verstehen geben, daß diese in Sachsen genau g zählt sind; es sollen ja bloß 300 000 sein, und die 75 jungen Theologen, die bis Ende 1902 in den Dienst der Gemeinden getreten sind, hätten in Sachsen vollauf Arbeit mit den Seelen, die Wittenberg frei geworden sind.

## Vom Evang. Bund.

Nach Meldung der Dresdener Mätter ist das Sommerfest des Evang. Bundes sehr gut besucht gewesen. Soweit wir genannten Zeitungen entnehmen können, hat auch keine besonders kriegerische Stimmung gegen die „Ultramontanen“, „Römischen“ usw. geherrscht. In Erntestunden hat uns aber die Kennerung des Herrn Oberpfarrer Dr. Kölsch-Ghemmig geist, die nach der „D. Wacht“ lautet: „Heute, am 14. Juli, feiert man in Frankreich das Fest der Revolution, einer Spezialität der katholischen Welt. Auch wir Protestanten sind revolutionär, aber als Erzeuger und Träger aller Kultur. Man sehe nur die Deutsche Städteausstellung an. Dort sehen wir die moderne Zeit, und mit Freude können wir konstatieren, daß auf dieser Ausstellung die protestantischen Städte die Führung haben.“

Daß Revolutionen eine „Spezialität der katholischen Welt“ sein mögen, glaubt der Herr Oberpfarrer doch selbst nicht oder wollen wir ihn daran erinnern, daß die Dresdener Barrikadenbauer anno 1849 keine Katholiken waren? Verunglückt ist es, wenn der Herr Oberpfarrer Dr. Kölsch die Dresdener Städteausstellung herbeischleppt als Beweis für die Suprematie der protestantischen Kultur. Demgegenüber möchte man fast den schlechten Wit machen, die Pulvererfindung sei keine protestantische Erfindung, schon deswegen sei wesentlich älter ist, als der Protestantismus. Doch lassen wir das. Wir meinen aber, studierte Herren sollten doch aufhören, die moderne Kultur für den Protestantismus allein in Beschlag zu nehmen. Es würde gerade in Deutschland sehr schwer werden, die Erfinder, Industriellen usw. nach

ihrer Konfession zu scheiden, das aber mühte doch wohl geschehen, wenn man die protestantische und katholische Kultur trennen will. Man mühte auch fragen, auf welchen Schultern die „protestantische Kultur“ des Herrn Dr. Kölsch steht. Ist sie vom Himmel gefallen? Hat sie Luther erfunden? Jede Kulturgeschichte des deutschen Volkes dürfte genügenden Aufschluß geben, daß vor, längst vor der „protestantischen“ Kultur die „katholische“ bestanden hat, und daß letztere heute genau noch so lebendig ist, wie die „protestantische“, schon weil die Katholiken die Ehre haben, durchaus nicht dünner als die Herren Protestanten zu sein. — Herr Pastor Jilling hat über „die Frauen und den Protestantismus“ gesprochen und soll nach der „D. Wacht“ geigt haben:

„Die römische Kirche habe in dem Marienkultus die Frau vergöttert, im irdischen Leben aber geteuer. Erinnert sei nur an die ägyptische Madonna und die thüringische Vanbräun (Kathartha). Beide sind katholische Dämonen, aber menschlich unwahr. Entsetzlich wahr ist nur das unnatürliche Monumentum der katholischen Kirche.“

Ei, zum Kuckuck! Was gehen denn die katholischen Kommen den Herrn Pastor an?! Hat er je gesehen, daß ein katholisches Mät es sich angemacht hätte, die evang. Diakonissen ein „unnatürliches“ Institut zu nennen?! Laßt doch die barmherzigen Schwestern, ob sie sich kathol. Kommen nennen und nicht heiraten dürfen, oder sich protestantische Diakonissen nennen und event. heiraten dürfen, ruhig ihre Werke der Barmherzigkeit leben. Wir veragelten nicht gleiches mit gleichem, darum sprechen wir den Diakonissen unumwunden unsere Achtung aus. Die Mätter Gottes und die hl. Elisabeth hätte Herr Pastor Jilling fastvoller ganz aus dem Spiele lassen sollen. Endlich, die „römische Kirche“ soll die „Frau im irdischen Leben ge-fuechtet“ haben! Wenn dieser Satz in der beregten Zeitung richtig gegeben ist, dann hat der Herr Pastor nur bewiesen, daß er die christliche Kulturgeschichte bisher mit Nichtachtung gestraft hat. — Zuletzt hat sich auch Herr Zeidler aus Auffig hören lassen und nach dem „Dr. Nach.“ u. a. den Satz verbreiten, der „Romanismus sei der wahre Feind jeder Kultur“. Daß der Herr unter „Romanismus“ die katholische Kirche, das katholische Leben versteht, wissen wir. Solchen Satz anzustellen, grenzt denn doch an pyramidalen Unfug! Wenn die Dresdener Abteilung des Evang. Bundes eine Tertianerverbindung wäre und Herr Zeidler einer derjenigen, die auf der letzten Bank herum-rücken — dann, aber auch nur dann dürfte dort solch unwissenschaftliches Zeug geredet werden. Daß Herr Zeidler Beifall für diesen Satz erhalten hätte, steht nicht in den Mättern. Ganz natürlich! Denn wohl die meisten, vielleicht alle der anwesenden Damen und Herren haben gewünscht,

## Nach geschiedener Ehe.

Ein Sittenbild aus dem heutigen Frankreich.  
Von Comtesse de Beaurepaire. — Deutsch von Helene Krenn S.  
(Zs. Fortsetzung.) (Katholisch verboten.)

„Nein! Aber bis jetzt hatten Sie den Anstand, diese Gegend zu vermeiden. Daß Sie nun kurz nach der Begegung mit den Kindern im Tuileriengarten hier so hartnäckig wieder erscheinen, mußte uns verdächtig vor-kommen.“

„Ah! Sie wissen . . . ?“  
„Natürlich wissen wir alles. Auch Yolande, der wir es anfangs verbergen wollten, mußte es gewahr werden, damit nicht noch neue Angst zu ihrem großen Leid hinzukomme. Wir haben es ihr mitgeteilt, als wir ihre Ent-fernung für nötig hielten.“

„Also Sie sind die Kunstlerin dieser Reise? Ich will es mir merken.“

„Unsere Freundschaft für die arme schwergeprüfte Frau gab uns den Rat ein.“

„Und der Vikar Kate, dieser Blandertafel, verdante ich Ihre lebenswürdigen Verdächtigungen? Die hätte auch schweigen können.“

„Es war ihre Pflicht, zu reden.“

„Ihre Pflicht!“ widerholte Marzel mit Bitterkeit. Und jede Rücksicht vergessend, fügte er hinzu: „Wahrscheinlich hält sie es auch für ihre Pflicht, meinen Kindern die Ge-fühle des Hasses und Abscheues beizubringen, die sie selbst für mich an den Tag legt. Raten Sie ihr auch dazu? Und befiehlt Yolande es?“

Bertinetts Stimme bebte vor Erregung.

„Vikar Kate denkt und fühlt, wie es ihr beliebt,“ ant-wortete Frau Marande. „Die Verhältnisse, die sich vor ihren Augen zugetragen, bedürfen keiner weiteren Auslegung und Deutung, und es wäre überflüssig, der Erzählerin eine passende Handlungsweise vorzuschreiben. Was nun gar Yolande anbetrifft, so tun Sie ihr mit Ihren Vermutungen schreiendes Unrecht, Herr Bertinet, und das wissen Sie auch. Yolande ist um Ihre Ehre besorgter, als Sie selbst es sind. Wenn auch die Verleugnung Ihrer einstigen Grundsätze, wenn Ihr schändlicher Verrat der Unglücklichen das tiefste Herzleid bereiten, so sieht sie es doch als ihre Aufgabe an, jede Reminis davon den jungen unschuldigen Seelen fern

zu halten. Leider sprechen Ihre Großtaten so laut, daß sich nur schwer das Echo derselben unterdrücken läßt. Bis jetzt hat allein Dermine etwas verstanden und den Schimmer über das Geschehene empfunden. Sie konnte nicht mehr getäuscht werden, aber von ihr hat die Mutter Rücksicht und Vergebung verlangt.“

Bertinet kämpfte mit einer schmerzlichen Mühsung. Frau Marande sah es, aber sie konnte kein Mitleid mit ihm empfinden.

„Deshalb mühten Sie,“ fuhr sie fort, „diesem sanften und frommen Wesen auf den Knien danken, daß es Sie mehr schont, als Sie es verdienen. Aber statt dessen wollen Sie derjenigen, die Abtreiben schon so viel ge-winnt, auf neue Tränen entlocken, indem Sie die Kinder rauben!“

„Danken Sie ein!“ rief Bertinet, der nun alle Selbst-beherrschung verlor. „Einen solchen Plan hatte ich nicht gefaßt. Ich fühlte nur das unabwendbare Bedürfnis, die Kleinen von weitem zu sehen. Sie gehören doch gerade so gut mir, wie Yolande . . .“

„Und sie werden, was immer auch dagegen geschieht mag, die Bande bleiben, welche Sie an Yolande fesseln,“ unterbroch ihn Frau Marande. „Das wird die gerechte Vergeltung sein.“

„Und diese bittere Freude,“ fuhr Marzel fort, ohne den Einwurf zu beachten, „diesen kleinen Trost mißgönnt mir Yolande, indem sie abreist. Auf diese Weise glaubt sie den mir angedichteten Plänen zu e-tgehen! Welch ein Wahn! Als ob ich, wenn mir daran gelegen wäre, nicht schon morgen erfahren könnte, wo sie sich verborgen hält. Es kostete mir ein Wort an den Polizei-Präsidenten, der mir gerne seine besten Agenten zur Verfügung stellte. Aber ich werde das nicht tun. Mag sie mich immerhin ver-ageln, sie soll mir doch nicht alles Gefühl abspreden können. Meinem Edelstun allein verdankt sie es, ihre Kinder zu behalten.“

Frau Marande war keineswegs überzeugt; dieser ge-rühmte Edelstun schien ihr wenig zuverlässig.

Jedoch wollte sie ihn nicht zum Neupersten treiben, sondern es bei einer ernsten Mahnung bewenden lassen.

„Ich muß dann zu meiner großen Befriedigung ein-sehen, daß wir uns in unseren Voraussetzungen geirrt haben. Uebrigens hätten wir auch in Betracht ziehen

müssen, daß, obwohl ja die Nacht auf Ihrer Seite ist, Sie schließlich keinen Vorteil davon hätten, ein Unternehmen zu wagen, welches vor aller Welt Sie als Wortbrüchigen kennzeichnen würde. Denn in diesem Falle wäre der Kampf kein leichter gewesen; jetzt war Yolande gekommen, sich bis zum Neupersten zu verteidigen.“

Bertinet fühlte den Stich, aber er ließ sich nichts an-merken.

„Sie können überzeugt sein, daß ich ihr keine Ver-anlassung dazu geben werde,“ versicherte er. Dann entfernte er sich eiligen Schrittes.

„Der Unglückliche!“ dachte Frau Marande, welche ihm nachschaute. „Ich habe ihm das Spiel verdorben; es war ein glühiger Zufall, daß ich ihn hier traf. Er wird jetzt wohl davon absehen.“

Bertinet war von den widerstreitendsten Gefühlen ge-martert. So hatte man also seine Absicht vereitelt, ehe er sich selbst darüber klar geworden. Und eigentlich war es besser so: Frau Marande hatte ihm in zwei Worten die Gefahr gezeigt, in welche er sich durch Ausführung seines Vorhabens gestürzt hätte. Sicherlich durfte er dabei auf gewisse Unterstützung rechnen; er war jetzt eine wichtige Persönlichkeit, und die Regierung hätte keinen Anstand genommen, ihm in einer so interessanten Sache kräftige Hilfe zu leisten. Dennoch, die Menschen und die öffentliche Meinung sind veränderlich.

Schon sah man in den Kreisen des Neuangekommenen seinen festen Erfolg mit ideoellen Augen an; Neid und Miß-gunst suchten seinen Glückstern zu verdunkeln. Würden die Nebenbuhler sich die gute Gelegenheit entgehen lassen, wieder einmal sein Familienleben ans Tageslicht zu zerrn zu häßlichen oder tadelnden Glaffen? Er hatte genug davon. Und was würden erst seine früheren Freunde sagen? Aufs neue würden sie mit ihrer Verachtung über ihn herfallen.

Und trotz allem war ihm an ihrer Meinung gelegen; nichts verwundete ihn so sehr, als die Geringschätzung, die sie ihm bei jeder Veranlassung bezeugten.

Woh ihm also wirklich nichts anderes übrig, als auch auf den Blick der Kinder aus der Ferne zu verzichten? Würfte er ihnen immer ein Fremder bleiben?

Er kam zu keinem Entschlusse, aber er fühlte sich recht unglücklich. (Fortsetzung folgt.)